

Vom Autor des internationalen
Bestsellers *Der Elefantenflüsterer*

Das letzte Nashorn

Was ich von einer aussterbenden Tierart
über das Leben lernte



mvgverlag 

Lawrence Anthony
mit Graham Spence

Vom Autor des internationalen
Bestsellers *Der Elefantenflüsterer*

Lawrence Anthony
mit Graham Spence

Das letzte Nashorn

Was ich von einer aussterbenden Tierart
über das Leben lernte

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@mvg-verlag.de

1. Auflage 2020

© 2020 by mvg Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die englische Originalausgabe erschien 2012 bei Thomas Dunne Books, St. Martin's Publishing Group unter dem Titel *The Last Rhinos*. © 2012 by Lawrence Anthony and Graham Spence. All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Publishing Group durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover, vermittelt.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Elisabeth Liebl

Redaktion: Dr. Sybille Beck

Umschlaggestaltung: Marc-Torben Fischer

Umschlagabbildung: [shutterstock.com/Andres Mena Photos](https://www.shutterstock.com/AndresMenaPhotos)

Satz: Helmut Schaffer, Hofheim a. Ts.

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-7474-0210-8

ISBN E-Book (PDF) 978-3-96121-566-9

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-96121-567-6

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.mvg-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

Dieses Buch ist diesen mutigen Menschen gewidmet:

Ian Player, Nick Steel, Kes und Frazer Hillman-Smith und all jenen tapferen Männern und Frauen, die ihr Leben der Aufgabe widmen, eines der wunderbarsten Geschöpfe zu schützen und zu retten, die je die Erde beehrt haben: das Nashorn.

Der Autor verurteilt mit aller Schärfe die früheren und gegenwärtigen Regierungen von Vietnam, China, Myanmar, Indonesien, Thailand, Südkorea, Taiwan und Malaysia.

Sie alle haben es versäumt, die abergläubische Verwendung des Rhinoceroshorns in der sogenannten traditionellen Medizin effektiv zu verhindern. Ihre kriminelle Gleichgültigkeit hat das Nashorn in allen Teilen der Welt nahezu zum Aussterben verurteilt.

1

Es war kaum hell geworden, als das Funkgerät knisternd zum Leben erwachte.

»Code Red! Code Red! Lawrence, bitte kommen. Over.«

»Hier Lawrence!«

»Der Tag fängt schlecht an.« Der Funker machte eine Pause.
»Wir haben ein totes Nashorn am Hlaza Hill. Ein Weibchen. Over.«

Angst ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Ich richtete den Blick in den Himmel über dem fernen Hlaza Hill, dem höchsten Punkt des neuen Wildreservats, das an Thula Thula grenzt, mein eigenes Reservat und mein Zuhause im südafrikanischen Zululand. Es waren weder Geier noch Gewehrschüsse gemeldet worden. Letztere nämlich hallen bei entsprechendem Wind wie Donnerschlag über die afrikanische Ebene.

»Todesursache?«, fragte ich und fürchtete das Schlimmste.

»Wilderer. Beide Hörner sind weg. Der ganze Boden ist blutig. Das waren Profis. Sieht aus, als hätten sie ein AK-47 verwendet oder vielleicht ein altes Militär-R1.«

Ich spürte, wie meine Fäuste sich zusammenballten. Nashorn-Wilderer – das schlimmste Übel der Wildnis, das sich mittlerweile zur Pandemie ausgewachsen hatte.

»Wie lange ist sie schon tot?«

»Können höchstens ein paar Stunden sein. Vermutlich haben sie sie um Mitternacht erlegt. Der Mond war ja hell genug.«

»Okay, ich fahre gleich los. Ende.«

Ich warf einen Blick auf die Pumpgun-Schrotflinte, die auf dem Beifahrersitz meines Landrovers lag, griff nach der

Munitionskiste und stopfte mir ein paar Handvoll SG-Patronen in die Taschen.

Gegen jede Hoffnung wünschte ich mir, die Wilderer wären noch auf dem Gelände des Reservats.

Die Schmeißfliegen sammelten sich schon, als ich am Tatort ankam. Die Luft roch metallisch nach Blut. Das Rhinoceros lag völlig atypisch auf der Seite, die Beine unnatürlich vom steifen Körper abgespreizt.

Ich stieg aus dem Landrover und ging zu den drei Rangern hinüber. Niemand sprach ein Wort. Der Schock über den Abschuss, die Gegenwart des gewaltigen toten Körpers, ließen uns die Worte im Hals ersterben.

Nashörner besitzen eine alte, ewige Schönheit. Von ihren massigen Körpern, geschützt von dicken Panzern, als wären sie Kreaturen der Vorzeit, und ihrem krummsäbelartigen Vorderhorn geht ein ganz eigener Zauber aus. Sie wiegen bis zu dreieinhalb Tonnen und erreichen ungefähr einen Meter achtzig Körpergröße. Das macht sie – nach den Elefanten – zu den größten Landsäugetieren der Welt.

Im Tod aber war diese Schönheit nun verschwunden. Die majestätischen Hörner waren von scharf geschliffenen Macheten abgehackt worden – *pangas*, wie wir sie in Afrika nennen. Das schöne Antlitz förmlich entweiht. Die Augen starrten leer in die Welt. Rund um den grotesk verstümmelten Kopf war das Blut in großen Lachen geronnen. Ohne ihr Horn sah die mächtige Kreatur aus wie ein hilfloses Baby.

Ich konnte sehen, dass die Wildhüter ebenso erschüttert waren wie ich. In Afrika ist der Kampf gegen die Wilderer etwas zutiefst Persönliches. Dabei gibt es zwei Arten von Wilderern: Die örtlichen Stammesmitglieder erlegen etwas Kleines, das den Kochtopf füllt. Die Schwergewichte aber, die professionellen Killer, machen Jagd auf die Hörner von Nashörnern und das Elfenbein der Elefanten. Diese Typen erschießen auch Wild-

hüter und prahlen dann noch damit. Jede Form von Wilderei ist ein Verbrechen, doch wer ein Nashorn oder einen Elefanten tötet, will damit nicht seine Familie ernähren. Hier geht es um Blutgeld. Und diese Art von Gewalt geht uns alle an.

»Wer hat das tote Tier gefunden?«

Bheki, dem ich von all meinen Wildhütern am meisten vertraute, schaute auf und zeigte auf einen Wächter namens Simelane, einen jungen Zulu, der ein wenig abseits stand. Ich winkte ihn zu mir herüber.

»*Sawubona*, Simelane«, grüßte ich ihn. »Was ist hier passiert?«

»*Sawubona*, Mkhulu. Ich war auf Patrouille, als ich das tote Nashorn sah«, antwortete er ruhig und starrte zu Boden.

»Wer war bei dir?«

»Ich war allein.«

»Du bist hier ganz allein auf Patrouille gewesen?«, fragte ich überrascht. Eine Wildhüterstreife bestand gewöhnlich aus zwei bewaffneten Männern.

»Ja, ich war allein.« Sein Flüstern war kaum zu hören.

Ich wollte eben mit der Befragung weitermachen, als eine laute Zulustimme mich übertönte.

»Mkhulu, hier ist viel zu viel Blut.«

Es war Bheki, der vor dem Kopf des Tieres kniete, um ihn genauer in Augenschein zu nehmen.

»Zu viel Blut«, wiederholte er. »Das heißt, sie hatten es eilig. Sie haben die Hörner abgeschnitten, als sie noch gelebt hat. Sie war vielleicht bewusstlos, aber noch am Leben.«

Einen Augenblick starrten wir Bheki nur entsetzt an. Dann erst begriffen wir. Diese Ungeheuer hatten einem lebendigen Tier die Hörner abgesäbelt.

»Wohin sind sie verschwunden?«, fragte ich Bheki, mit dem zusammen ich mir in den letzten zehn Jahren mehrere Feuergefechte mit Wilderern geliefert hatte.

Er zeigte nach Osten. »Vor vier oder fünf Stunden vielleicht.«

Das hieß: Wenn sie sich nicht irgendwo versteckt hielten, wären sie schon fast an der Grenze des Reservats. Sie würden auf die Townships zuhalten, wo wir sie nie im Leben erwischen würden. Doch das bedeutete nicht, dass wir es nicht versuchen würden. Zumindest würden wir so unsere angestaute Wut los.

»Okay, wir kennen ja alle die Vorgehensweise«, sagte ich. »Diese Kerle haben vermutlich Maschinenpistolen, und wir wissen, was das bedeutet. Wenn wir sie stellen können und sie auch nur daran denken, ihre Gewehre anzuheben, schießt schnell und schießt zuerst. Denn sie haben Automatikfeuerwaffen.«

Ich blickte in die feierlichen Gesichter. Wir hatten nur normale Gewehre und Lee-Enfield-Repetiergewehre Kaliber .303 aus dem Zweiten Weltkrieg. Was die Waffenstärke anging, waren wir vollkommen unterlegen, aber das würde diese entschlossenen, engagierten Männer nicht einen Augenblick davon abhalten, sich an die Verfolgung zu machen. Die Gegner hatten automatische Waffen, die schneller feuerten, als wir nachladen konnten. Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Mut das von einem verlangt. Ich hatte eine Pumpgun-Schrotflinte, die schnell und tödlich war und in kürzestem Abstand neun Patronen nacheinander ausspuckte. Unsere Waffen ergänzten sich gut. Die .303 hatte eine größere Reichweite als ein AK, die Pumpgun-Schrotflinte wiederum traf auf kurze Distanz im Busch selten daneben. Vereint konnten sie den illegalen AK-47-Maschinenpistolen, die bei den Wilderern so beliebt waren, durchaus Paroli bieten. »Nehmt euer eigenes Wasser mit und lasst die Waffen gesichert. Auf geht's!« Wir würden im dichten Busch so schnell fahren, wie wir konnten. Ich wollte nicht, dass sich bei dem Gerüttel aus Versehen ein Schuss löste und einen Wildhüter tötete.

Die Verfolgungsjagd war anstrengend. Mitten am Vormittag kämpften wir uns auf kaum noch erkennbaren Wegen durch den Busch. Die Sonne brannte erbarmungslos herunter, typisch für Zululand. Der Schweiß lief uns übers Gesicht, brannte in

den Augen und durchnässte unsere Kleidung. Aber wir waren vollgepumpt mit Adrenalin und ließen uns von der glühenden Sonne nicht abschrecken. Wenn wir jetzt Pause machten, dann wäre selbst die minimale Chance vertan, die wir hatten, um die Kerle noch zu erwischen.

Es ist schwer, ruhig zu bleiben, wenn man gesehen hat, dass ein Nashorn brutal abgeschlachtet wurde nur wegen seines Horns, das nur aus Keratin besteht – dem selben Faserprotein, das auch den Hauptbestandteil unserer Haare und Fingernägel bildet. Da ist ruhig bleiben eigentlich unmöglich. Man möchte am liebsten vergehen vor Zorn, doch das nützt auch nichts. Dem Horn des Rhinoceros werden in diversen Ländern Asiens geheimnisvolle medizinische Wirkungen nachgesagt, weswegen es dort zu den traditionellen Heilmitteln zählt. In der klassischen chinesischen Medizin heißt es zum Beispiel, das Horn des Nashorns würde Fieber lindern. Mit dem wachsenden Reichtum in diesen Ländern wuchs auch die Nachfrage nach den Hörnern. Zehntausende Nashörner wurden in Afrika getötet, einige der Unterarten stehen kurz vor der Ausrottung. Diese Nachfrage hat ein Jagdfieber ähnlich dem kalifornischen Goldrausch im neunzehnten Jahrhundert ausgelöst, und das aus verständlichem Grund. Auf den Straßen von China und Vietnam ist eine Unze (ca. dreißig Gramm) Rhinoceroshorn wertvoller als Gold. Wenn Sie wirklich begreifen wollen, wogegen wir Naturschützer hier kämpfen, dann stellen Sie sich einen Wilderer und seinen Blick auf das Nashorn vor: Er sieht hier zwei Hörner aus purem Gold vor sich. Die Wildhüter in unseren Reservaten befinden sich in der wenig beneidenswerten und extrem gefährlichen Situation, dass sie reines Gold vor gierigen Händen beschützen müssen. Was eigentlich sicher in einen Tresor geschlossen werden sollte, läuft hier frei auf vier Beinen durch den Busch.

Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, dass jedes Nashorn auf dieser Erde mittlerweile in Lebensgefahr schwebt. Wenn

sich nicht grundlegend etwas ändert, und zwar schnell, dann wird bald das letzte Rhinoceros auf diesem Planeten den Tod gefunden haben.

Wir fuhren so schnell wir konnten, hielten zwischendrin immer wieder Ausschau nach den Spuren der Wilderer – Fußabdrücke, Stellen, wo das Gras niedergedrückt war, ein markierter Baum, Blutflecken, die vermutlich von den Hörnern stammten, die die Wilderer in einem Jutesack mit sich trugen. Zeichen, die zeigten, dass wir auf der richtigen Fährte waren, verliehen uns das nötige Durchhaltevermögen. Bheki ermahnte uns immer wieder zur Eile.

Simelane, der junge Ranger, der das tote Nashorn gefunden hatte, bereitete mir jedoch Sorgen. Zweimal lief er allein in den Busch, als er falschen Spuren folgte, und kostete uns damit noch mehr wertvolle Zeit. Möglicherweise verhielt er sich ja so merkwürdig, weil eine solche Verfolgungsjagd stets großen Stress bedeutet. Immerhin konnten wir jederzeit in einen Hinterhalt geraten.

Tatsächlich war dies meine größte Sorge. Wenn Sie in Südafrika ein Nashorn töten, erwartet Sie eine Gefängnisstrafe von fünfzehn Jahren. Das würden die Wilderer nicht riskieren. Sie wussten es und wir wussten es. Sollten die Wilderer Wind davon bekommen, dass sie verfolgt wurden, würden sie uns auflauern und mit Sicherheit in ein tödliches Feuergefecht verwickeln – in einen Nahkampf, im dichten Busch, mit schlechter Sicht und maximalem Chaos.

Schließlich forderte das hohe Tempo seinen Tribut. Ich befahl einen kurzen Stopp und schickte einen der Wildhüter auf eine Anhöhe, um nach den Wilderern Ausschau zu halten.

»Nichts«, kam die Antwort von der Anhöhe. »Ich sehe gar nichts.«

Der frustrierte Ausdruck auf Bhekis Gesicht sagte mir, dass die Spur mittlerweile kalt war. Wir waren zu spät dran. Als

wir einige Stunden später am Zaun ankamen, der das Reservat schützt, fanden wir nur einen Schlitz, den die Wilderer hineingeschnitten hatten, wobei sie sorgsam alle elektrisch geladenen Drähte vermieden hatten. Sie waren wohl wirklich weg.

»Nächstes Mal«, hörte ich Bheki flüstern, als er seine .303 entlud. »Nächstes Mal werden wir sie schnappen, Mkhulu.«

Ich nickte stumm, während ich mein Gewehr entlud. Dann machten wir uns auf den Rückweg.

Zu Hause meldete ich den Vorfall, zuerst der Polizei, dann der für unser Reservat zuständigen Behörde, der KwaZulu-Natal Wildlife. Gerade der letzte Anruf war schlimm, denn man hatte das ermordete Tier gerade für ein Projekt gespendet, das ich leitete. Ich habe mein Reservat, Thula Thula, mit den weitläufigen Stammesgebieten der Zulu vereint, um hier eines der, wie wir glaubten, besten Reservate Afrikas zu schaffen. Es sollte Royal Zulu heißen und stellte eine einzigartige Zusammenarbeit mit den örtlichen Stämmen dar. Das Projekt würde den armen Gemeinden rundherum wirklich etwas bringen, denn das Reservat schuf Arbeitsplätze, zusammen mit dem Ökotourismus, den wir hier betreiben wollten. Die Zulustämme würden an der Zukunft Afrikas mitarbeiten. In den Jahren der Apartheid waren Reservate nur Weißen vorbehalten gewesen. Viele ländliche Zulus hielten Naturschutz also für eine »Weißensache« und zeigten deshalb wenig Interesse dafür. Wir aber hatten es uns zur Aufgabe gemacht, die traditionellen spirituellen und kulturellen Bindungen der Zulu an den Busch wiederzubeleben, die einst so wichtig waren. Wir wollten ihnen zeigen, dass Wilderei vielleicht Nahrung für eine Woche bot, der Schutz der Tiere aber Jobs für immer. Lebendig sind diese Tiere so viel mehr wert als tot. Natürlich mussten wir in den örtlichen Gemeinden erst einmal Überzeugungsarbeit leisten, damit sie auch wirklich mitmachten. Sonst hätten wir Naturschützer letztlich keine Chance – wie der enthornte Fleischberg, der nun in der Sonne verrottete, deutlich bewies.

KZN Wildlife hatte uns im Rahmen des Royal-Zulu-Projekts vier Breitmaulnashörner gespendet, die die Grundlage des Zuchtbestands bilden sollten. Der Manager, dem ich die schlechte Nachricht mitteilte, war verständlicherweise nicht begeistert. Ich wusste, was nun kommen würde.

»Lawrence«, sagte er, »das ist wirklich schlimm. Wir machen uns Sorgen um die Sicherheit. Ich meine, du hast noch drei andere Nashörner dort, und die wollen wir ja nicht auch noch verlieren.«

»Ich weiß. Ich habe unsere *impimpis* angesetzt«, antwortete ich. Damit waren die Informanten bei den örtlichen Stämmen gemeint, die bezahlt wurden, um Informationen über Diebstahl und Wilderei zu sammeln. »Und ab morgen werden noch mehr Patrouillen fahren. Ich werde diese Bastarde erwischen, und wenn es das Letzte ist, was ich tue.«

»Nun ja, viel Glück. Aber ich glaube, in der Zwischenzeit sollten wir versuchen, die Tiere in sichereres Gelände zu bringen, bis sich alles wieder beruhigt hat. Nashörner sind für diese Wilderer heutzutage ja wie ein verdammter Magnet.«

»Ja, ich verstehe, was Sie meinen«, entgegnete ich. »Aber sie wurden ja gerade erst zu uns gebracht. Woher sollte denn jemand wissen, dass sie hier waren? Das muss ein Tipp von eurer Seite gewesen sein. Wie sollen wir wissen, ob sie bei euch sicherer sind?«

Er seufzte. »Das ist überhaupt mein schlimmster Albtraum.«

Er war ein anständiger Kerl, den ich gut kannte. Ich verstand auch, was er sagen wollte, aber es schmerzte mich wirklich, zu hören, dass wir diese drei Nashörner zurückgeben sollten. Unsere Sicherheitsvorkehrungen waren schon gezwungenermaßen die besten im Umkreis. Schließlich schützten wir hier schon seit mehr als zehn Jahren eine Herde Elefanten. Heute aber ist im Busch nichts mehr sicher, wenn Nashorn-Wilderer unterwegs sind, schon gar nicht das eigene Leben.

Aber ich konnte nichts tun. Wenn die Behörde, die für das Reservat zuständig war, die Tiere zurückhaben wollte, dann war es eben so. Unglücklicherweise bedeutete das aber, dass nur noch ein einziges Nashorn übrig bleiben würde. Ein Weibchen. Ein deutscher Tourist hatte sie Heidi genannt, und der Name war ihr geblieben. Ein Elefant hatte vor einigen Jahren ihre Mutter getötet. Ein tragisch ungleicher Kampf um das Wegerecht. Sie war durch einen einzigen wütenden Angriff umgekommen. Ich weiß noch, wie ich neben dem toten Körper stand und im Busch eine Bewegung wahrnahm. Es war Heidi. Kaum entwöhnt, hatte sie den Kampf ihrer Mutter bis zu deren Tod wohl beobachtet. Ich kam näher, um zu sehen, ob mit ihr alles in Ordnung war, aber sie lief vor mir in den Busch davon.

Dann ertrank unser anderes Nashorn in einer Sturzflut. Eine Tragödie, wir konnten nichts dagegen tun. Und dann war also nur noch Heidi übrig.

Seitdem war Heidi, die es genoss, mit einer Herde Gnus zu grasen, mit uns aufgewachsen. Sie war der Liebling aller Ranger und Spurenleser. Sie hatte sich zu einem wunderschönen Geschöpf entwickelt und liebte das Spiel mit den Autos, in denen wir die Besucher der Lodge herumfuhren, damit sie Afrikas Wildnis kennenlernten. Sie verzauberte alle mit ihren Possen, kam näher, zog sich zurück, und spähte uns dann kurzzeitig aus, nur um kurz darauf wieder auf ihre umwerfende, hüpfende Nashornart davonzurennen. Wir mussten jetzt tun, was wir konnten, um Heidi zu beschützen.

Trotzdem: Am Tod des von KZN Wildlife gespendeten Weibchens war etwas höchst eigenartig, aber ich kam nicht so recht dahinter. Daher ließ ich Simelane ins Büro rufen, den Wächter, der das tote Tier entdeckt hatte.

»Mhkulu«, sagte er, als er näherkam. Wir schüttelten uns die Hand. Mkhulu heißt so etwas wie »Großvater« oder »Onkel-

chen«. Es ist mein Zulu-Spitzname. In ländlichen Zulugemeinden gibt man nahezu allen Menschen Spitznamen, und einige nehmen auf recht bissige Weise Bezug auf unsere körperlichen oder sozialen Mängel. Ich hatte Glück gehabt. Zumindest war mein Spitzname nett. Ich habe einen Freund, der sich im Sitzen manchmal mit den Händen auf die Schenkel trommelt. Ihn nannte man Thathazele oder »der Nervöse«. Und der Name blieb ihm auch. Und doch gehört er zu den tapfersten Männern, die ich kenne.

»Guten Tag, Simelane. Gut gemacht, dass du das tote Rhino gefunden hast.«

»Yebo.« Das hieß »ja«.

»Wie hast du es denn gefunden?«

»Ich wusste einfach, dass es da ist.«

»Hast du den Schuss gehört?«

Er schüttelte den Kopf: »Aibo.« Nein.

»Hast du Hyänen gesehen oder vielleicht Geier?«

Wieder schüttelte er den Kopf.

»Aber das Tier lag doch ganz schön weit weg von deiner Route, über einen Kilometer. Warum warst du denn in dieser Gegend?«

»Ich wusste einfach, dass etwas nicht stimmte. Also bin ich hin, um nachzusehen.«

»Aber du hast quasi sofort den richtigen Ort gefunden. Wie hast du das angestellt?«

»Ich habe es gespürt. Irgendetwas stimmte nicht an diesem Morgen.«

»Okay. Danke«, sagte ich und beendete ganz bewusst das Gespräch.

Simelane ging. Und ich war extrem misstrauisch geworden. Natürlich konnte er auch einfach die Wahrheit gesagt haben. Zulu haben manchmal einen sechsten Sinn für den Busch. Vielleicht hatte er nur einfach gedacht, dass etwas nicht stimmte.

Aber irgendwie passte das alles nicht zusammen. Ich kannte meine Aufpasser recht gut. Sie wichen nur sehr selten von ihren geplanten Routen ab. Und wenn, dann nie allein.

Ich rief Bheki auf dem Handy an. »Bleib Simelane auf den Fersen«, sagte ich. »Versuch, sein Vertrauen zu gewinnen. Bis er dir etwas über sich und das Rhinoceros erzählt. Ich kann ihm nicht mehr vertrauen.«

Am nächsten Tag läutete das Telefon. Es war die Polizei.

»Ja, Lawrence, wir haben da vielleicht was«, sagte der Sergeant, mit dem wir schon früher zu tun gehabt hatten. »Es geht das Gerücht um, dass eine Bande – wir glauben aus Johannesburg – hierherkam und einen professionellen Schützen anheuerte. Sie gaben ihm eine Zeichnung von einem Nashornkopf, wo genau eingezeichnet war, wohin er schießen musste. Ein X markierte die Stelle. Es hieß, man habe ihm fünftausend Rand bezahlt [etwa siebenhundert US-Dollar]. Das Horn können Sie aber vergessen. Ein Schiff aus Taiwan, das die ganze letzte Woche in der Richards Bay vor Anker gelegen hat, ist gestern ausgelaufen. Passt doch perfekt, oder? Das ist mittlerweile sicher auf hoher See, und du kannst dein ganzes Reservat darauf verwetten, dass sie das Horn dabeihaben.«

Fünftausend Rand? Das Horn würde in Asien ein Vermögen bringen. Die Tatsache, dass die Bande aus Johannesburg kam, das ungefähr sechshundert Kilometer weit entfernt lag, sprach Bände. Das hieß, dass wir es mit Jungs zu tun hatten, die wirklich das große Rad drehten. Profis. Keine örtlichen Wilderer, die ohnehin meist nur für den eigenen Kochtopf jagten. Nein, das war entweder die Burenmafia – wie man die hauptsächlich Afrikaans sprechende Organisation nannte, die die chaotischen Zustände in Südafrika nach der Apartheid zu nutzen wusste, um mit Jagd und Wilderei das große Geld zu machen – oder ein Syndikat aus dem Fernen Osten, das Scharfschützen von außerhalb einflog, um sie die Drecksarbeit machen zu lassen.

»Wir haben das Tier seziert«, fuhr der Sergeant fort. »Sie haben ein R1 benutzt, ein ganz ähnliches Kaliber wie die AK. Eine Kugel aus nächster Nähe direkt ins Gehirn.«

Auch das war interessant. Das R1 war ein örtlich hergestelltes halbautomatisches Sturmgewehr. Die südafrikanische Armee benutzte es während der Grenzkonflikte, bevor die Apartheid abgeschafft wurde. Das konnte bedeuten, dass jemand mit guten Kontakten zur Armee dem Scharfschützen die Waffe geliefert hatte. Auch dies war ein Hinweis auf die Burenmafia, die buchstäblich mit allem handelte: vom Dosenlöwenschießen – dabei werden Käfigtiere von Fahrzeugen aus erschossen –, bis Elfenbein und Rhinozeroshorn.

Am nächsten Morgen rief ich Vusi Gumede, meinen Wildhüter, der für dieses Gebiet verantwortlich war, und bat ihn, Simelane in mein Büro zu schicken. Vusi kam zehn Minuten später zurück.

»Simelane ist heute nicht zur Arbeit erschienen.«

Bingo.

»Okay, nimm dir ein paar Wildhüter mit und geh zu ihm nach Hause. Schleif ihn mit Gewalt her, wenn es sein muss.«

Eine Stunde später kam Vusi zurück. Simelane hatte all seine Sachen gepackt und war abgehauen. Selbst seine Frau wusste nicht, wo er war.

Simelane, der das Reservat gut kannte, hatte die Killer vermutlich direkt zu dem Nashorn geführt. Vielleicht hatte er auch geschossen. Ich meldete es der Polizei.

Am Abend begaben wir uns auf Patrouille. Nur vier von uns: ich, Bheki und zwei mutige Wildhüter namens Thulani und Nkonka. Wir alle hofften auf ein Treffen. Wir wollten diese Wilderer unbedingt stellen.

Wir patrouillierten die ganze Nacht am Zaun entlang oder saßen stundenlang an den Aussichtspunkten. Still suchten wir das Reservat nach dem verräterischen Flackern einer Taschen-

lampe ab, gaben uns ständig gegenseitig Bescheid, indem wir in unsere Walkie-Talkies flüsterten. Aber wir fanden nichts. Als die Sonne aufging, fiel ich erschöpft in mein Bett. In der folgenden Nacht waren wir wieder unterwegs.

Und in der darauffolgenden ebenfalls.

Der zunehmende Dreiviertelmond schimmerte wie ein Leuchtturm – Wilderer arbeiten mit Vorliebe in hellen Nächten. Wir waren schon gut fünf Stunden Patrouille gegangen. Der Morgen würde nun bald heraufdämmern, jene Zeit der Nacht, in der die Lebensgeister am müdesten sind. Bheki und Thulani durchforsteten den Busch in ungefähr hundert Metern Entfernung. Plötzlich packte Nkonka mich am Arm und deutete mit dem Finger auf einen Punkt in der Landschaft. Ich ging sofort in die Knie. Er deutete noch einmal, und da sah ich es: ein winziges Aufblitzen von Licht unten am Hügel. Darauf hatten wir gewartet. Langsam entsicherte ich meine Schrotflinte, während wir den Hügel hinab auf es zuliefen.

Wir nahmen unsere Position ein und bezogen Deckung hinter zwei großen Elefantenbäumen an einem Wildbach. Dann warteten wir geduldig. Das Adrenalin schoss uns heiß durch die Adern, als sich in dreißig Metern Entfernung zwei Gestalten aus dem Dunkel schälten. Sie sahen uns und fingen an, zu laufen. Wild feuernd rannten sie direkt auf Nkonka zu. Dieser verließ seine Deckung, stand auf und schoss aus der Hüfte mit seinem Lee-Enfield-Repetiergewehr Kaliber .303. Die Hölle brach los, als die Nacht in lauten Schüssen und Schreien explodierte. Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit, dauerte aber wohl höchstens zehn Sekunden. Ich schwang meine Schrotflinte hin und her, immer nach einem Ziel Ausschau haltend, aber von meinem Standpunkt aus waren nur Schatten zu sehen. Ich konnte nicht einfach losfeuern, sonst hätte ich vielleicht Nkonka verletzt.

Plötzlich Stille. Sie waren fort, in den Busch abgetaucht.

»Nkonka!«, flüsterte ich. »Alles okay mit dir?«

»Yebo, Mkhulu. Alles gut.« Es war ein Wunder. Er war voll in den Kugelhagel geraten und erwiderte ihr Feuer mit einem Gewehr, das jedes Mal manuell nachgeladen werden musste. Und er hatte nicht eine Schramme abbekommen.

»Gott sei Dank. Gut gemacht.«

Bheki und Thulani kamen auf uns zugelaufen. Ich sah Bheki an, wie enttäuscht er war, dass er das Ganze verpasst hatte.

»Schaut mal«, sagte Nkonka. Der Kegel seiner Taschenlampe fiel auf eine Blutlache. Einer der Wilderer war verwundet.

»Los«, meinte Bheki. Er schaltete die Taschenlampe ein und folgte der Spur. Manchmal verlor er sie, dann mussten wir nochmal zurücklaufen, um sie wieder aufzunehmen.

Aber selbst im hellen Licht des Mondes war es schwer, sich einen Weg durchs Gelände zu bahnen, und auf dem harten Boden hielten sich kaum Spuren, weshalb wir widerstrebend beschlossen, nach Hause zu fahren.

Am nächsten Morgen schickte ich Bheki raus. Er sollte sehen, ob er die Spur wiederaufnehmen konnte. Tatsächlich verfolgte er sie zu einem Loch im Zaun, durch das die Wilderer entkommen waren. Seiner Ansicht nach waren es drei.

Dann zeigte er mir noch etwas – eine der Fußspuren passte exakt zu der, die wir vor wenigen Tagen verfolgt hatten. Es war also dieselbe Bande, die unser gespendetes Nashorn getötet hatte. Unsere Hoffnungen hatten sich erfüllt, obwohl ich es kaum glauben konnte, dass die Wilderer so dreist waren, so schnell wieder zurückzukommen, um noch ein Tier zu erlegen. Offensichtlich waren sie hinter Heidi her.

Nkonkas Schüsse hatten das Feuergefecht für uns entschieden und der Bande zumindest einen Verlust zugefügt. Nun war klar: Thula Thula war gewappnet für jeden, der dort Elefanten oder Nashörner töten wollte.

2

Etwa eine Woche später, ich war gerade in der Safari Lodge, läutete das Telefon.

Am Apparat war Julie Laurenz, eine der Top-Fernsehjournalistinnen Südafrikas. Sie lebt mit ihrem Mann, dem Fotografen Christopher, in Durban, einem der schönsten Ferienorte Südafrikas, ungefähr zwei Autostunden südlich von Thula Thula gelegen. Die beiden arbeiteten an einem Artikel über die Nashornwilderei in Südafrika und hatten von dem Tier gehört, das in unserem Reservat umgekommen war, und auch von Nkonkas mutigem Feuergefecht. Ich berichtete kurz, was passiert war, und wir sprachen über den Ernst der Lage. Nicht nur waren die Lieferwege nach Asien kürzer als je zuvor, weil Afrika immer mehr Handel mit dem Fernen Osten trieb. Julie erzählte mir auch, dass vermehrt professionelle Banden ihr Unwesen trieben, die die Tiere zuerst vom Hubschrauber aus betäubten und dann mit Automatikwaffen erledigten. Die Hörner wurden zwischen legalen Waren versteckt außer Landes geschmuggelt – nicht selten, so hieß es, auch in Diplomatenkofferchen.

Als Journalistin an vorderster Front besaß Julie immer die aktuellsten Informationen. Von ihr erfuhr ich etwas, das mir das Blut in den Adern gefrieren ließ: Sie hatte glaubwürdige Berichte erhalten, wonach es nicht einmal mehr fünfzehn wild lebende Nördliche Breitmaulnashörner gab. Und diese wenigen noch existierenden Exemplare lebten im Garamba-Nationalpark in der Demokratischen Republik Kongo (DR Kongo). Der Nationalpark liegt im Nordosten des Landes, an der Grenze zum Sudan. Etwa dreitausendfünfhundert Kilometer von hier entfernt.

Ich wusste, dass das Nördliche Breitmaulnashorn schon seit einiger Zeit gefährdet war, aber nicht einmal mehr fünfzehn Exemplare?

»Sind Sie sicher, dass die Zahl stimmt?«, fragte ich.

»Ja, möglicherweise sind es sogar noch weniger«, antwortete Julie. »Die Behörden lassen den Nationalpark im Stich. Wenn kein Wunder geschieht, ist hier Schicht im Schacht.«

Ich dankte Julie und legte auf. Wieder eine wichtige Lebensform verschwunden, dachte ich, während der Rest der Welt nicht einmal mit der Wimper zuckt. Das Nördliche Breitmaulnashorn existierte schon seit Millionen von Jahren, sein Lebensraum hatte sich quer über das Zentrum Afrikas, den Tschad, die Zentralafrikanische Republik, den Kongo, Sudan und Uganda erstreckt. Und nun gab es nur noch fünfzehn Exemplare, die einen wahren Holocaust überlebt hatten. Diese Nachricht erschütterte mich.

In Südafrika lebt das Südliche Breitmaulnashorn, wie unsere Heidi eines ist. Es sieht fast genauso aus wie sein nördlicher Verwandter, unterscheidet sich jedoch genetisch von ihm. Das Südliche Breitmaulnashorn stand bis vor Kurzem ebenfalls vor der Ausrottung. In den 1960er-Jahren gab es nicht einmal mehr fünfhundert Exemplare, die in dem weltweit bekannten Umfolozi-Nationalpark in der Provinz KwaZulu-Natal lebten.

Dann kam der vermutlich beeindruckendste Naturschützer aller Zeiten hierher: Dr. Ian Player, ein absolut furchtloser Mensch, dem die Wildnis sozusagen im Blut steckte, mehr als jedem anderen, den ich je kannte. Player leitete das Umfolozi-Reservat. Er scharte eine Reihe nicht minder furchtloser Männer um sich und rief die »Operation Rhino« aus, um die letzten Tiere zu retten. Auf seinem Kreuzzug zur Rettung dieser wunderbaren Geschöpfe legte er eine gewisse Verachtung für bürokratischen Klinkerkram an den Tag und verfolgte Wilderer gnadenlos. Dank seines Muts und seiner Vision konnte der Genpool er-

halten werden. Heute leben unglaubliche dreiundneunzig Prozent der weltweiten Nashorn-Population in Südafrika.

Doch nun drohten die neuen Hightech-Wilderer Players Werk zu zerstören.

Das Bild, wie das abgeschlachtete Tier mit seinem knittrigen Gesicht und abgehackten Horn auf unserem Land lag, ließ mich nicht mehr los. Ich wusste, dass die Massaker auf dem Kontinent immer schlimmer wurden. Das trieb mich um. Wenn wir helfen konnten, die letzten Nördlichen Breitmaulnashörner zu retten, würden wir ein Beispiel setzen und den Genpool vielleicht erhalten können. Gut, es würde einige Generationen brauchen, bis er sich erholt hätte, aber diese wunderbare Gattung würde überleben.

Ich wusste, ich musste es versuchen.

Anfang 2006 liefen die Lodges in Thula, die meine Frau Françoise managte, sehr gut und warfen auch Geld ab. Die Projekte für die umliegenden Zuludörfer funktionierten und die von mir gegründete Naturschutzorganisation Lawrence Anthony Foundation expandierte. Sie wird auch heute noch von hoch motivierten Mitarbeitern geführt, denen das Wohlergehen des afrikanischen Tier- und Pflanzenreichs wichtiger ist als persönlicher Gewinn. Doch natürlich musste all das kontrolliert und verwaltet werden, und dieses neue Projekt würde mich viel Zeit kosten.

Aber manchmal muss man im Leben einfach loslegen. Wenn man dauernd nur herumsitzt und überlegt, passiert nie etwas. Das wurde mir plötzlich klar.

Ich rief also meine Söhne Jason und Dylan an, die eine Umweltschutzorganisation in Durban leiteten, und erklärte ihnen, was ich vorhatte. Wir wollten uns am nächsten Tag in Durban treffen.

Als ich in ihr Büro kam, hatten die beiden schon einiges organisiert. Grant Morgan, ein Logistikexperte, und Marga Marzalek, eine fähige Verwaltungskraft, schlossen sich uns an. Sie

waren sofort einverstanden mit dem Projekt. Alle waren Feuer und Flamme für die Idee, die Nashörner vor dem Aussterben zu retten. Wir waren uns einig: Wir mussten es versuchen, weil es ein hehres, dringendes und lohnendes Projekt war. Also stellten wir erste Nachforschungen an, bemühten uns um Fundraising und um die Logistik des Ganzen, inklusive der behördlichen Genehmigungen, um die Nashörner zu fangen und sie in ein Schutzgebiet im Kongo oder nötigenfalls auch in Kenia oder Südafrika zu bringen.

Wir würden uns in den gesetzlosen Teil Afrikas vorwagen, dorthin, wo es keine nennenswerte Verwaltung gab und wo es ständig zu Bürgerkriegen oder Stammesfehden kam. Die Demokratische Republik Kongo und ihre Nachbarn in der Gegend um die Afrikanischen Großen Seen waren nunmehr seit gut drei Jahrzehnten in Aufruhr. Das Leben dort war kurz, hart und grausam. Hier würden wir auf jeden Fall gut ausgebildetes Militär brauchen, um etwas zu erreichen. Das Projekt würde mit den Sicherheitsvorkehrungen stehen und fallen.

Und ich wusste genau, an wen ich mich diesbezüglich wenden musste: JP Fourie, einen ehemaligen Special-Forces-Agent mit einer großen Liebe zur Natur Afrikas. Mittlerweile war er ein erfolgreicher Geschäftsmann in der Luftfahrtbranche. Aber er hatte in Afrika immer noch gute Kontakte, vor allem in der DR Kongo. Und er wusste auf sich aufzupassen, wenn es hart auf hart kam. Wichtiger noch: Er wusste, wie man Ärger aus dem Weg ging.

»JP«, sagte ich, als ich ihn anrief. »Ich versuche gerade, ein Team zusammenzustellen, um die Ausrottung des Nördlichen Breitmaulnashorns im Kongo zu verhindern. Es gibt nur noch einige wenige Exemplare, und wenn die nicht überleben, ist es aus. Wir müssen in den Norden des Landes, ins Garamba-Reservat. Das ist Niemandsland, daher ist Sicherheit ein gewaltiges Problem. Ich brauche eine rechte Hand.«

»Hört sich gut an«, antwortete er. »Reden wir doch mal drüber.«

Jason und ich nahmen sofort einen Flug nach Pretoria, Südafrikas schöne Hauptstadt im Norden des Landes, wo wir JP treffen wollten.

Mit seinen sechsunddreißig Jahren sah er auf eine raue Weise gut aus. Muskulöse ein Meter achtzig, grüne Augen und lockiges braunes Haar. Seine immer noch soldatische Disziplin verband sich mit dem Scharfsinn des Geschäftsmanns und einem warmherzigen Sinn für Humor, den er allerdings für Freunde aufsparte. Er war von oben bis unten ein Profi.

Er dachte kurz darüber nach, was wir von ihm wollten: in einen gewaltgebeutelten Teil der Welt zu reisen, um Tiere zu retten, und das ohne jede Garantie auf Erfolg.

»Diese verdammt armen Nashörner«, sagte er mit seinem stark vom Afrikaans geprägten Akzent. Sein Blick wanderte über den gut besuchten Biergarten, in dem wir uns verabredet hatten. »Da müssen wir ernst machen, Lawrence. Das ist kein Cowboyabenteuer. Ich habe ein paar Anrufe getätigt, dort sind kriminelle Banden unterwegs. Mitten im Niemandsland. Es gibt keine Polizei, keine Armee, kein Gesetz, kein Nichts. Dafür Rebellen, aufständische Stämme und alle haben sie Maschinengewehre. Ich habe gehört, dass man die Naturschützer mit Gewalt aus Garamba vertrieben hat. Aufseher, Wildhüter, Manager, Verwaltungsmitarbeiter – sie sind weg, weil es für sie zu gefährlich war. Das ist ein Paradies für Wilderer, wie es im Buche steht.«

»Ja, das habe ich auch gehört.«

»Sie versuchen jetzt zwar, wieder zurückzukehren, aber ansonsten war lange Zeit niemand vor Ort.«

JP fuhr fort und zählte nacheinander die einzelnen Probleme an seinen Fingern ab: »Zunächst einmal brauchen wir ein Flugzeug und einen Hubschrauber. Dann müssen wir überlegen, wie

wir die Treibstoffversorgung organisieren. Im Umkreis von achthundert Kilometern gibt es keine Möglichkeit, Flugzeuge aufzutanken. Also werden die Versorgungswege relativ lang sein. Wir können keine Gewehre einführen, folglich müssen wir sie vor Ort besorgen. Das lässt sich aber arrangieren.«

Er atmete kurz durch. »Es wäre verrückt, zu versuchen, über Uganda in den Kongo zu kommen. Auf dem Weg stoßen wir direkt auf das Gebiet, das von der Lord's Resistance Army (LRA) kontrolliert wird. Das sind schwer bewaffnete Guerillakämpfer aus Uganda, die Yoweri Museweni, den ugandischen Präsidenten, absetzen wollen. Sie sind im Norden und Osten des Garamba-Parks aktiv und wirklich eine fiese Truppe. Niemand weiß genau, wo sie sich aufhalten, und wenn du dich auch nur ein paar Meter auf ihr Gebiet vorwagst, schießen sie dein Flugzeug ab. Sie haben gerade zwei UN-Kampfhubschrauber außer Gefecht gesetzt. Das heißt, wir müssen den langen Weg nehmen, über den Süden und dann über Kinshasa. Der Flug von Kinshasa in den Garamba-Nationalpark dauert in einer kleinen Maschine etwa neun Stunden, falls wir einen Piloten finden, der verrückt genug ist, dorthin zu fliegen. Sobald wir drin sind, sind wir immer wieder für längere Zeit am Boden und damit angreifbar. Ich hab's ja schon gesagt: Das ist echt verrückt.«

»Genau deshalb müssen wir es ja tun«, antwortete ich.

JP sah mich an und lächelte: »Meine Quellen sagen mir, dass es noch eine weitere Naturschutzorganisation gibt, die den Behörden der DR Kongo unter die Arme greifen will und vielleicht sogar schon vor Ort ist. Ich habe meine Hausaufgaben gemacht, wie du siehst. Diese Leute haben vermutlich die besten Absichten, aber glaub mir, die werden alle Hände voll zu tun haben. Sie wissen nicht, was ihnen blüht. Wenn sie der LRA in die Hände fallen, ist das das Ende – für sie und für die Nashörner. Mann, ich weiß nicht mal, ob wir das schaffen werden.«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und seufzte.

»Wir schaffen das«, sagte ich. »Wir müssen. Wenn wir scheitern, hat das Nördliche Breitmaulnashorn keine Chance. So einfach ist das. Dies ist die einmalige Chance, etwas wirklich Wichtiges und Wertvolles zu tun. Dieser Kampf lohnt sich.«

»Vielleicht«, gab er zurück und fuhr dann fort: »Wir werden einen Trupp der besten – und ich meine allerbesten – Kämpfer überhaupt brauchen. Wir brauchen Angriffswaffen, mindestens ein paar Heckler & Koch Sturmgewehre, MP3S-Maschinengewehre, Berettas und einen 20-mm-Granatwerfer. Vielleicht sogar ein paar RPG-Panzerbüchsen, wenn wir die Erlaubnis bekommen.«

JP sah mir direkt in die Augen. »Der einzige Grund, weshalb diese paar Nashörner noch am Leben sind, ist die Tatsache, dass sie tief im Busch leben und schwer zu finden sind. Wenn wir all diese Nashörner an einen Ort bringen, wird sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreiten und wer weiß, wer sich dann dafür interessiert. Die Hörner sind ein Vermögen wert.«

»Wie sieht es überhaupt mit Geld aus?«, fragte er. »Das wird ganz schön was kosten.«

»Ich glaube, das bekomme ich hin. Sicher weiß ich das in ein paar Tagen.«

»Lawrence, bist du dir wirklich sicher, dass du das machen willst? Ich weiß, dass du wegen deiner Tiere auch vorher schon ein paar ziemlich heikle Situationen überstanden hast. Aber das ist noch mal eine ganz andere Sache.«

»Ich mache das«, entgegnete ich. »Ich muss diese Expedition einfach auf die Beine stellen.«

»Wie lange wird es dauern?«

»Nun, wir müssen rein und ein Basislager aufschlagen«, antwortete ich. »Dann müssen wir per Hubschrauber die noch verbliebenen Nashörner aufspüren. Es ist ein ziemlich großes Gebiet, also werden wir vermutlich eine Woche brauchen. Dann müssen wir sie betäuben und in einen sicheren Pferch schaffen,

eine *Boma*. Die sollte so nah wie möglich an der Landebahn sein. Und wir brauchen einen Hubschrauber, der schwere Lasten transportieren kann, um die Tiere dorthin zu bringen. Sobald sie sich alle in der Boma befinden und gesundheitlich stabil sind, bringen wir sie in ein Transportflugzeug, das groß genug ist – so was wie eine C-130 –, und fliegen sie raus. Also drei bis vier Wochen insgesamt. Wenn alles glatt geht.«

JP sagte gut eineinhalb Minuten lang kein Wort. Ich schwieg ebenfalls. Er brauchte Zeit, um seine Entscheidung zu treffen, und ich wollte ihn dabei nicht drängen. Dann stand er langsam auf, sah mir wieder direkt in die Augen und streckte mir seine Hand entgegen.

»Okay«, kam es von ihm. »Wenn du das durchziehst, bin ich mit dabei. Du besorgst das Geld. Und ich werde für deine Sicherheit sorgen, während du deine Nashörner fängst.«

Wir umarmten uns. Das war wirklich kein kleiner Gefallen.

JP liebte Abenteuer, und er liebte die Wildnis – beides würde ihm das Kongoprojekt bieten, und zwar im Überfluss. Er hatte auch gute Kontakte zur Botschaft der DR Kongo, was ein nicht zu unterschätzender Vorteil war. Dass ich einen Vollprofi wie ihn für mein Projekt gewinnen konnte, hob meine Lebensgeister ganz beträchtlich, und so fuhr ich zurück nach Thula, geradezu beseelt von meinem Plan.

Unsere Unternehmung bestand also aus zwei operativen Einheiten: der Expedition selbst und dem Backup-Team, das von zu Hause in Südafrika für den Nachschub und die Logistik sorgen würde. Jason, mein ältester Sohn, würde die Expedition begleiten, JP sich um die Security kümmern und ich mich um die Tiere. Ich würde die Betäubung und das Einfangen beaufsichtigen, was zudem hieß, dass wir einen guten Wildtierarzt brauchten. Dylan, mein jüngerer Sohn, würde hierbleiben, um die gesamte Operation zu leiten und unsere Aktivitäten zu koordinieren. Grant Morgan war für die Logistik zuständig, für

den Nachschub und die Ausrüstung, Marga für Kommunikation und Verwaltung.

Als ich zu Hause eintraf, überbrachte Jason mir weitere gute Nachrichten. Der Bergbaukonzern BHP Billiton interessierte sich für unser Vorhaben und stellte uns erhebliche Mittel zur Verfügung.

Die Politik der »Kooperativen Ökologie«, die wir vertraten, machte sich nun bezahlt. Wir glaubten, dass die kategorische Dämonisierung von Wirtschaft und Industrie, die für die grüne Bewegung in der Vergangenheit typisch war, ein Ende haben musste. Die Menschen auf diesem Planeten müssen leben können. Das heißt, dass beide Seiten ein besseres gegenseitiges Verständnis entwickeln müssen, aber auch eine höhere Wertschätzung der Natur. Wenn die Tierrechtler sich gegen die Bergbaukonzerne wenden, dann müssten sie logischerweise in ihrem Leben auch auf alles aus Metall oder Glas verzichten. Die Achtung der Biodiversität muss ein Teil der Industrie werden, und natürlich müssen kritische Bereiche vor Ausbeutung geschützt werden. Aber dazwischen bleibt immer noch genug Raum für Kooperation und Kompromisse.

Mein nächster Termin war mit Dr. Ian Raper, hochkompetenter Präsident der South Africa Association for the Advancement of Science (S2A3), Afrikas älteste Akademie der Wissenschaft. Ian, der in Pretoria lebte, hatte ausgezeichnete Kontakte zur afrikanischen Wissenschaftswelt. Und die konnten wir wirklich gebrauchen.

»Das ist eine absolut unerlässliche Unternehmung«, meinte er, nachdem wir uns lange über meine Pläne unterhalten hatten. »Viel wichtiger noch, als ich anfangs dachte. Ich werde einen Brief an die Regierung der DR Kongo richten und empfehlen, dass sie euch unterstützt und zu dem Projekt beiträgt. Und ich werde mit unserer Regierung reden. Das ist mehr als eine simple Rettungsaktion. Hier braucht es eine dauerhafte Kooperation

zwischen der DR Kongo und Südafrika. Nach der Aktion werde ich vorschlagen, dass unsere Organisation Stipendien ausschreibt, damit engagierte Studenten in den Regionen um den Nationalpark arbeiten können.«

Nach diesem Gespräch wusste ich, dass das alles tatsächlich klappen konnte.

Zehn Tage später waren Jason und ich wieder in Pretoria, um JP und Ian zu treffen. Wir vier suchten die Botschafter der DR Kongo auf und sprachen mit dem Botschafter Bene M'Poko. Wie das bei afrikanischen Führungskräften so häufig der Fall ist, war auch er gekleidet wie aus dem Ei gepellt. Sein schicker europäischer Anzug bildete einen scharfen Kontrast zu meinem Khaki-Buschanzug. Er hatte etwas Ernsthaftes und Würdevolles an sich, was mir Vertrauen einflößte, denn wir würden ja so heikle Themen wie die Anarchie im Garamba-Park ansprechen müssen und ihre Auswirkung auf unser Projekt.

»Der Garamba-Nationalpark wurde von unserem Management verlassen«, meinte der Botschafter, nach den Vorstellungen und dem unvermeidlichen Small Talk. »Wir werden zurückkehren, und wir haben auch schon eine Naturschutzorganisation, die uns dabei hilft. Aber die Umstände dort sind immer noch schwierig, und wir können jede Hilfe gebrauchen, die wir bekommen können. Die Situation der Nashörner ist wirklich kritisch und, wie Sie wissen, haben wir ernsthafte Sicherheitsbedenken.«

Er hielt inne und goss uns aus einem sehr zarten und repräsentativen Porzellanservice Tee ein.

»Wir haben von Ihrer Organisation gehört. Wir wissen von Ihrer Arbeit für die Wildtiere im Irak, als die Koalition der Willigen dort einfiel. Und wir haben Ihre Dokumentation mit Interesse gelesen«, meinte er und legte die Hand auf unsere Projektbeschreibung, die vor ihm auf dem Tisch lag. »Im Übrigen hat unsere Regierung auch von dem Präsidenten Ihrer Akademie der